

Das Tobiashaus

Gesprochen wird zwar immer vom Tobiashaus, doch eigentlich gibt es drei Tobiashäuser. Neben dem Haus an der Zürichbergstrasse, in dem sich die Ateliers und das Büro der Administration befinden, liegen ganz in der Nähe die beiden Wohnhäuser. Sie sind in 15 Minuten zu Fuss erreichbar, sodass die Bewohner selbstständig zur Arbeit gehen können. In den Wohnhäusern leben je neuen Menschen mit geistiger Behinderung, zu denen in den Werkstätten noch einmal 9 hinzukommen, die in nahe gelegenen Wohnhäusern wohnen.

Die Menschen in den Wohnungen der Tobiashäuser leben entweder zu zweit oder alleine in einem Zimmer. Sie übernehmen Aufgaben wie den Morgendienst, das Zubereiten des Abendessens und das Einkaufen der dafür benötigten Lebensmittel. So leben sie in grösst möglicher Selbstständigkeit, lernen aber trotzdem, sich in einem sozialen Umfeld zu bewegen und sich einzugliedern.

Den Alltag in den Werkstätten an der Zürichbergstrasse möchte ich anhand meines Tagesablaufes schildern.



Mein Arbeitstag begann jeweils um 8:30 Uhr. Die Betreuer der Werkstatt und jener der beiden Wohnhäuser versammelten sich und ein kurzes Gedicht oder ein Spruch wurde vorgetragen. Danach wurden allfällige Besonderheiten wie Arzttermine, Vorfälle, die sich in den Wohnhäusern ereigneten, oder spezielle Tagesprogramme ausgetauscht.

Nachdem alles Wichtige besprochen worden war, versammelten wir uns im obersten Stock, um gemeinsam den Tag zu beginnen. Wir standen in einen Kreis, gaben uns die Hände, sangen ein Lied und sagten denselben Morgenspruch, wie bei uns in der Schule. Wenn es Änderungen oder Besonderheiten im Tagesablauf gab, wurden diese allen mitgeteilt. Danach verteilten sich die Betreuten in die jeweiligen Ateliers.



Alle Werkstätte befinden sich im Haus, nur die Leute, die in der Weberei arbeiten, müssen sich in den Keller des Wohnhauses 1 begeben, wo sich die Weberei befindet. Neben der Weberei gibt es zwei Holzwerkstätte, ein Papier- und ein Kerzenatelier und ein Raum, in dem gestickt und gefilzt wird. Allerdings arbeiten viele Betreuer nur Teilzeit, weshalb das Angebot an Ateliers jeweils variiert.

Nachdem alle ihren Arbeitsplatz gefunden hatten, wurde gearbeitet. Man schliff, filzte, musizierte, wob oder riss Papier.

Manche Betreute können ziemlich selbstständig arbeiten, andere benötigen mehr oder weniger Hilfe. Interessant ist dabei auch, wie selbstständig die Betreuten wo arbeiten können, da die Ansprüche nicht in allen Ateliers gleich hoch sind. Da es jedoch so

viele verschiedene Ateliers gibt, kann für jeden Betreuten ein seinen Fähigkeiten und Interessen entsprechender Stundenplan eingerichtet werden.

Es spielt keine Rolle wie viel, wie schnell oder wie gut die Betreuten arbeiten, denn es geht nicht darum, möglichst viele Endprodukte herzustellen, sondern viel mehr, diesen Menschen Arbeit zu geben, um sie zu beschäftigen und vor allem ihre Kreativität und Beweglichkeit zu fördern.



Um 10.00 Uhr gab es eine „Znünipause, in der Tee und Kaffee getrunken und Äpfel oder Karotten gegessen wurden. Die Tische räumten jeweils zwei Betreute ab, die auch gleich die Tische für das Mittagessen deckten.

Danach wurde weiter gearbeitet bis zum Mittag. Ein Gongschlag kündete das Mittagessen an, worauf alle an ihre festgelegten Plätze sassen. Betreute mit ähnlichen Essgewohnheiten sassen jeweils am selben Tisch. So gab es einen Diättisch, an dem diejenigen sassen, die

gerne zuviel assen und einen Tisch, an dem die jüdischen Betreuten ihr extra geliefertes koscheres Essen teilten.

Vor dem Essen wurde ein Spruch von einem Betreuer oder einem Betreuten aufgesagt, alle fassten sich an den Händen und wünschten einander einen guten Appetit. Mit einem Spruch wurde die Mahlzeit auch beendet. Danach ging es ab zum Zähneputzen und dann durfte, wer wollte, mit auf den Spaziergang oder, wer müde war, sich hinlegen.

Um 13.30 wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Die meisten Betreuten führen am Nachmittag eine andere Tätigkeit aus, als am Morgen.

Um 14.50 gab es bereits wieder Zvieripause. Bevor der Tag um 16.30 zu Ende ging, versammelten sich alle ein letztes Mal im Saal, sangen und sprachen ein Gedicht. Danach wurden die Betreuten von ihren jeweiligen Wohnhäusern abgeholt.



Am Morgen und Nachmittag gibt es für viele Betreute ein Sonderprogramm. Im Angebot stehen Musik- und Bildungsstunden. Daneben besuchen alle den Sprachgestaltungs-, Turn-, sowie Eurythmieunterricht. Einige der Betreuten gehen Schwimmen, Reiten oder erhalten Heileurythmie. Vor allem die Bewohner des „Beth Chana“, des einzigen jüdischen Behindertenwohnhauses der Schweiz, haben öfters Feiertage, kommen jeden Morgen erst um 09.00 Uhr zur Arbeit und haben separate Turnstunden.

Durch Formenzeichnen, rechnen, schreiben oder musizieren wird im Tobiashaus neben dem Arbeiten und dem sozialen Zusammenleben ein dritter, sehr wichtiger Faktor gefördert. Die erwachsenen Menschen mit einer geistigen Behinderung werden dazu angehalten, zu lernen und körperlich wie geistig beweglich zu bleiben. Bereits Gelerntes wird aufgefrischt und erweitert.

So bietet das Tobiashaus eine solide, vielseitige Lebensgrundlage, dank der die Bewohner und Betreuten einen individuell gestaltbaren Alltag leben können.

Tagebuch

1.Woche

Am **Montag**, 26.9.05 begann ich mein Praktikum in der Werkstatt des Tobiashauses an der Zürichbergstr.88. Den ersten Tag erlebte ich als unglaublich intensiv. Meine auf Vorurteilen basierenden Ängste und Hemmungen verschwanden in Sekundenschnelle. Sowohl Betreute wie Betreuer nahmen mich freundlich auf und trugen dazu bei, dass ich mich nach den ersten Stunden schon wie eine integrierte Mitarbeiterin fühlte.



Interessant waren für mich vor allem die Reaktionen der Betreuten auf meine Mitarbeit. A. zum Beispiel, die mit mir in der Holzwerkstatt arbeitete, kicherte den ganzen Morgen über und konnte mich kaum ansehen, besonders, wenn ich mit ihr sprach. R. hingegen gab mir sogleich die Hand, zeigte mir seine Uhr, teilte mir mit, wann Pause war und welches Menü es heute geben würde. Auch zeigte er mir auf der Wetterkarte in einer Zeitung, wo er wohnte, und wollte meinen Wohnort sehen. Was mir besonders auffiel, war, dass R. mir jedes Mal, wenn er mir etwas erzählen wollte, mit der Hand über den Rücken fuhr. Viele Betreute sprechen einem auf ähnliche Weise an. Sie kommen ganz nahe und berühren einen. Für mich war und ist diese Art des "sich bemerkbar machen" kein Problem und es ist mir auch nicht unangenehm. Wenn es Menschen gibt, die aufdringlich sind, erklärt man einfach die Grenzen noch einmal. Die Betreuten verstehen dies und respektieren die Regeln eigentlich immer.



Spannend waren auch die Reaktionen der männlichen Betreuten. Darauf aufmerksam machten mich vor allem die Betreuer, denen auffiel, wie einzelne Betreute plötzlich anders reagierten. Ich fand das Interesse aller Betreuer sehr schön, denn es stieß bei mir auf Gegenseitigkeit.



Am **Dienstagnachmittag** durfte ich mit den Betreuten Kerzen ziehen. Jeder Mitarbeiter hat eine bestimmte Reihe von gekennzeichneten Kerzen, die in einer Reihe hängen. Sie beginnen mit der ersten Kerze und wenn sie die Reihe beendet

haben, warten sie, bis die Betreuerin kontrolliert hat, ob die Kerzen abgekühlt sind. Dann beginnen sie von vorne. Die Betreuten können die Kerzen meist nicht selbst in das Wachs tauchen. Einige haben etwas Angst, aber vor allem ist es ihnen nicht möglich, die Kerze exakt bis zur markierten Stelle zu tauchen. So muss die Betreuerin vielen die Hand führen. Dies durfte ich dann auch selbst tun. Spannend war, wie ich gut spüren konnte, dass C. einigen Widerstand leistete, die Kerze wirklich ganz einzutauchen. So musste ich ihre Hand immer leicht hinunter drücken, während E. mir die Führung völlig überliess. Dabei wurde mir bewusst, wie viel selbstständiger die Betreuten z.B. in der Holzwerkstatt arbeiten können und wie schwierig es ist, für die Betreuten allgemein machbare Arbeiten zu finden, die niemanden über-, aber auch nicht unterfordern, die ihnen Freude bereiten und bei der sie möglichst viel selbst tun können.



Am **Mittwoch** feierten wir alle zusammen das Michaeli- und Erntedankfest. Marisa Zürrer und ich hatten aus diesem Anlass den Tisch geschmückt und am Nachmittag gab es eine Aufführung mit Musik, Geschichten, Gedichten und Eurythmie. An diesem Tag wurde mir so richtig bewusst, wie erschöpfend die Arbeit als Betreuer sein kann, denn während der gesamten Arbeitszeit ist man permanent gefordert. Es gibt keine Pausen vom „Betreuen, denn in der Pause sind wieder Menschen um dich, die erzählen und wissen möchten. Ich merkte, dass ich jedem Betreuten dabei jedes Mal hundertprozentige Aufmerksamkeit schenke und dass dieser diese Aufmerksamkeit auch fordert, sodass es schwierig ist, schnell von einem Betreuten zum anderen zu wechseln und wenn möglich noch synchron zuzuhören oder zu erzählen. Es ist wichtig, jedem Menschen das Gefühl zu geben, gleichberechtigt zu sein und ernst genommen zu werden, denn besonders Menschen mit Behinderungen sind sehr aufmerksam und merken auf der gefühlsmässigen Ebene, die für sie enorm wichtig ist, oft sehr schnell, wie ihnen ein anderer Mensch gegenübersteht. Es war schön zu sehen, wie die Betreuten den speziellen Tag genossen und vor allem, welche Freude ihnen die Darbietungen am Nachmittag bereiteten. Danach gingen wir alle zusammen ins Turnen, das für mich eine wunderbare Erfahrung bereithielt. Wir erhielten Stricke, mit denen wir verschiedene Übungen machen mussten, so auch, das Seil auf den Boden zu legen, und darauf entlang zu gehen. Kerstin, mit der ich bis anhin keinen Kontakt gehabt hatte, bereitete diese Übung grosse Mühe und so stellte ich mich neben sie, um sie aufzumuntern. Da fasste sie mich bei der Hand und ging ohne Mühe auf dem Seil. Ich verspürte grosse Freude und lobte sie. Danach ging sie an meiner Hand noch fünf Male auf dem Seil. Auch mussten wir immer zu zweit zuerst über von die von den anderen Betreuten hochgehaltenen Seile und danach unten durch gehen. Kirstin weigerte sich. So nahm ich sie noch einmal bei der Hand und wir gingen zusammen Schritt für Schritt über die Seile. Es war wundervoll anzusehen, wie sie strahlte und sich freute. Noch in der Umkleidekabine spielte ein Lachen auf ihrem Gesicht, das ich niemals vergessen werde und so ging auch ich glücklich und erfüllt nach Hause

Der **Donnerstagsmorgen** brachte für mich ein lustiges Ereignis mit sich. Da der eine Betreuer der Holzwerkstatt frei hatte, arbeitete ich mit drei Betreuten alleine in einem Raum. Darunter war auch C. Er war mir bereits aufgefallen, weil er mir ständig alles nachplapperte, dabei aber immer kommentierte und so ständig vor sich hin redete. Vor allem aber wollte er während des Mittagessen am Michaelifest unbedingt neben mir sitzen, drehte sich aber weg, erschrak fast, wenn ich mit ihm sprach und konnte mich nicht ansehen. In der Holzwerkstatt war er damit beschäftigt, eine Kelle zu schleifen und redete vor sich hin. Ab und zu forderte ich ihn auf, weiter zu arbeiten. Dann sagte er immer: „Ja, Ja, ich arbeite doch! Schau! Ich arbeite!“



Als er dies einige Male gesagt hatte, sagte ich ihm, er sei ein „Schlitzohr, denn er täte immer, als arbeitete er, wenn ich ihm zuschaute. „Nein, nein, ich bin kein Schlitzohr“ entgegnete C. Da fragte ich D., ob C. ein Schlitzohr sei, und als dieser mich bestätigte, sagte ich zu C.: „Klar bist du ein Schlitzohr, man sieht es dir doch an der Nase an!“ Da fasste sich C. an seine grosse rote Nase und sagte noch einmal: „Nein, ich bin doch kein Schlitzohr. Meine Nase...mmm..grmmmbnnn...“ Wir mussten beide lachen. Daraus ist ein Spiel entstanden, das wir beide gerne spielen.

Dass der **Freitag** der letzte Tag der Woche ist, war bei Betreuten wie auch bei den Betreuern den ganzen Tag sicht- und spürbar. Ständig gähnte jemand, die Pausen wurden länger und die zwischenzeitlichen Möglichkeiten, sich auf einem Stuhl auszuruhen und die Arbeit zu unterbrechen, rege genutzt. Wiederum war es ein spezieller Tag. Schon lange hatten sich die Betreuten gefreut, denn der Praktikant T., der fast ein Jahr im Tobiashaus gearbeitet hatte und zum Schluss wegen Krankheit ausgefallen war, kam noch einmal zu Besuch, um sich zu verabschieden. Vor allem die Frauen hatten kein anderes Gesprächsthema und so kam es am Ende des Tages auch zu sehr rührenden Szenen. Als wir alle im Kreis sassen, um den Tag zu beschliessen und T. zu verabschieden, stand E. auf, dankte T. für das schöne Jahr und die gute Zeit mit ihm und sagte, er bekäme dafür zwei Küsse. Unter grossem Gelächter, Geschrei und Geklatsche drückte sie ihm zwei Küsse auf die Wange und sorgte so für allgemeine Erheiterung und S. wünschte T. viele Rosen und Sonnenschein auf seinem weiteren Weg.



2. Woche

F. trat an diesem **Montag**morgen ihre neue Arbeitsstelle an. Sie lebt extern in einem Wohnheim und arbeitet tagsüber in den Werkstätten des Tobiashauses. Für uns brachte die neue Betreute einige Umstellungen mit sich, denn F. ist Kleptomantin. Bereits am Freitag wurde uns eingeschärft, dass wir alle unsere Taschen einschliessen müssen. Aus diesem Grund bekamen auch wir Praktikantinnen einen Schlüssel. Da die meisten Betreuten kein Geld auf sich tragen, ist dies kein Problem, doch L. z.B. musste eingeschärft werden, dass sie sich das Geld von F. nicht abluchsen lassen darf.

Während der Arbeit in der Holzwerkstatt, unterhielt ich mich mit F. Sie ist sehr selbstständig und fährt z.B. alleine mit Bus und Tram vom Wohnheim ins Tobiashaus. Sie erzählte mir, dass sie früher oft gehänselt worden sei und dass ein Junge sie im Bus einmal so belästigt hatte, dass sie ihn geschlagen habe. Er habe seine Zigarette auf ihrem Arm ausgedrückt und sie blöd angemacht, weil er gemerkt habe, dass sie behindert sei. Als ich dieses „weil ich behindert bin“ hörte, musste ich drei Mal leer schlucken. Ich wusste nicht was ich dazu sagen sollte.

Mir wurde bewusst, dass Menschen mit Behinderungen anscheinend doch merken, dass sie anders sind, als die Mehrheit. Ich bewundere F. dafür, dass sie dies, wie mir scheint, nicht belastet, vielleicht auch, weil sie sich dem nicht jederzeit so stark bewusst ist.



Der **Dienstag** war ein sehr friedlicher Tag. Ich merkte, wie die Arbeit langsam zum Alltag wurde. Der Elan der ersten Woche war etwas vergangen, weshalb ich die Müdigkeit am Abend auch stärker spürte. Trotzdem gab es immer wieder Momente, die ich sehr genoss, so z.B. der Spaziergang über Mittag. Jeden Mittag geht ein Betreuer mit denjenigen, die sich etwas bewegen wollen, spazieren. Oftmals fahren sie beim Zoo in den Wald hinein. Das grosse Ereignis sind dann jeweils die riesigen Hunde der Chefs. Es wird gestreichelt, gehalten und gerufen und wenn einer der Hunde die Befehle nicht befolgt, gibt es eine grosse Aufregung. Interessant für mich ist es, die Betreuten in einer anderen Umgebung als in der Werkstatt zu erleben.

Am **Mittwochnachmittag** leiteten Marisa Zürrer und ich zum ersten Mal alleine das Papieratelier. Wir vertraten A., die in den Ferien war, und waren beide sehr gespannt, wie dieser Nachmittag verlaufen würde. A. hatte uns extra aufgeschrieben, wer wie arbeitete und auf wen speziell geachtet werden musste. Wir hatten eine sehr friedliche Gruppe und so verlief der Nachmittag problemlos. Spannend war, dass Marisa und ich zu Beginn auch noch Papier zerrissen und „fötzelten“, bald aber genug hatten. Wir begannen, Kerzen einzupacken oder Näharbeiten aus dem Werkatelier zu beenden. Ich entschloss mich dann, doch noch etwas zu „fötzeln“ und merkte irgendwann, dass dieses Papierzerreißen etwas sehr meditatives und beruhigendes hatte. Ich kam natürlich viel schneller vorwärts, als die Betreuten, da ich mehrere Streifen auf einmal zerstückelte, während sie jedes Stück einzeln zerkleinerten.

Um drei Uhr gingen wir wieder alle zusammen ins Turnen.

K. kam als letzte, begleitet von einer Betreuerin, in die Turnhalle. Sie wollte jedoch nicht neben der Betreuerin stehen, sondern kam zu mir. Wir wärmten uns mit verschiedenen Übungen ein, doch da die Leiterin so schnell fortschritt, konnte K. nicht folgen. Ich machte ein paar einfachere Übungen mit ihr und anschliessend erhielten wir einen Ball. Anfangs fiel es ihr nicht schwer, mir den Ball mit dem Fuss zuzuspielen und sie freute sich ab meinem Lob. Doch dann plötzlich verkrampfte sie sich irgendwie. Sie wendete sich ab und ich sah, dass sie weinte. Allerdings war sie weder traurig, noch tat ihr etwas weh. Ich versuchte sie zu beruhigen, was mir für kurze Zeit auch gelang. Nun mussten wir und den Ball mit den Händen zuwerfen und fangen. Ich warf den Ball, K. jedoch hielt nur ihre Hand hin, sodass er abprallte und zu Boden fiel. Mit der anderen Hand klammerte sie sich an ihrem T-Shirt fest.

Ich forderte sie auf, das T-Shirt loszulassen, doch ich musste die Hand selbst sanft lösen. Danach warf ich ihr den Ball zu, und zu meinem grossen Erstaunen, fing sie ihn mit beiden Händen und warf ihn mir zurück. Wir freuten uns beide, doch plötzlich begann sie wieder zu weinen. Nochmals versuchte ich zu erfahren, was ihr Problem war, doch es gelang mir nicht. So animierte ich sie noch einmal zum Spielen und sie beruhigte sie dabei wieder. Am Ende der Stunde strahlte sie wieder und winkte mir zum Abschied.

Den ganzen **Donnerstag** lang leiteten Marisa und ich das Papieratelier. R. war auch



in unserer Gruppe. Da er Verwandte in England hat, begannen wir, Englisch mit ihm zu sprechen. Er kicherte und lachte, wollte uns jedoch nicht antworten. Bald lachten alle, doch R. sagte, wir sollten aufhören, da er sonst nicht mehr wisse, ob er in England sei, oder hier.

Auch danach hörte das Gelächter nicht auf. R. sagte uns nämlich folgenden Spruch auf:

Drü, ich piss där as Chnü,
Zwäi, ich pissbislä där nöd as bäi,
Näi,näi,
mir hänz xe,
er gat ufs WC!

Immer wieder schaute jemand zur Tür herein und fragte, was denn so lustig sein. Wir amüsierten uns köstlich.

Am **Freitag** spielte sich in der Mittagspause eine Szene ab, die Marisa und mir wirklich Angst machte. Wir saßen auf dem Balkon in der Sonne, als D. hinaustrat. Er hat die Angewohnheit, in jeder Pause im Papieratelier zu stehen. Er tut nichts, er steht einfach dort, singt oder spricht vor sich hin. Als er zu uns kam, gestikulierte und redete er, als sei etwas wirklich schlimmes passiert. Er deutete immer wieder auf mich und schliesslich stand ich auf. Er sagte immer wieder „Lo,lo,lo“, also „Nein“, sodass ich mich wider hinsetzte. D. zeigte auf die Tür und C. sagte uns, wir sollten



vielleicht reingehen. Also standen wir auf und gingen ins Zimmer. Doch noch immer redete D. auf uns ein. Schliesslich gingen wir auf den Gang hinaus. D. fasste mich am Arm, als wolle er, dass ich die Treppe hinunter gehe. Dann liess er mich los, lief ins Zimmer, nahm die Kelle für das Papierschöpfen vom Haken, und legte sie auf den Tisch. Dann liess er sie los, nahm sie wider in die Hand und hängte sie wieder auf. Erneut kam er zu mir und diesmal machte ich einen Schritt die Treppe hinunter. Da drehte er sich um, lief wieder ins Zimmer und wiederholte das Prozedere mit der Schöpfkelle. Dann ging er in die Holzwerkstatt.

Wir wunderten uns, begannen dann aber mit der Arbeit. C. hatte uns erzählt, dass D. schon einmal einen solchen Aufstand gemacht hatte und dass es sehr schwer ist, herauszufinden, was nicht stimmt. Damals wollte er das Tobiashaus einfach nicht verlassen, weil ihm anscheinend etwas Angst machte. Die Wagentüre des Kleinbusses stand offen und per Zufall schloss sie C. Sofort wurde D. ruhig und ging nach Hause.

Als wir mit der Arbeit im Papieratelier angefangen hatten, tauchte D. plötzlich wieder auf, nahm die Kelle vom Haken, legte sie auf den Tisch und hängte sie wieder auf. Verwundert kamen C. und A., um zu sehen, was los war. D. ging zur Treppe, kam dann aber zurück. Wieder griff er nach der Kelle, doch als er sie aufhängen wollte, begann er sehr stark zu zittern. Es gelang ihm nicht mehr, die Schöpfkelle über den Haken zu hängen und so begann er zu schreien. Nun bekamen es Marisa und ich doch mit der Angst zu tun. Zum Glück waren A. und C. da. Als es D. schliesslich doch noch gelang, die Kelle aufzuhängen, eilte er die Treppe hinunter und der Spuk war vorbei.

3.Woche

Da die meisten Betreuten in die Ferien gegangen waren, erschienen am **Montag** nur etwa 15 Betreute zur Arbeit. Dem entsprechend ruhig verlief der Tag. Ich arbeitete mit drei Betreuten in der Werkstatt, d. h. eigentlich nur mit zweien, denn C. schlief bis zur Pause. Er sass auf seinem Stuhl, jedes Mal, wenn ich ihn weckte, öffnete er die Augen, doch sein fielen sofort wieder zu und so gab ich es nach dem fünften Versuch auf. Da T. Zahnschmerzen hatte, leitete ich die Gruppe den ganzen Morgen selbst. Dies war kein Problem. Ich war vor allem damit beschäftigt, die Betreuten zur Arbeit zu animieren.



R. war am Montag besonders anhänglich. Er hat die Angewohnheit, einen Menschen zu berühren und zu streicheln, um ihn auf sich aufmerksam zu machen. Vielen Betreuten und Mitbewohnern ist dies zu viel Nähe, denn er respektiert ihre Grenzen nicht und hört nicht auf ihre Abweisungen. Auch fällt es ihm schwer, Anweisungen von den Betreuern, die ihn dazu ermahnen, seine Hände bei sich zu behalten, entgegenzunehmen. Auch wenn ich ihm sage, er solle aufhören, respektiert er dies nicht. Am Morgen hatte er mich umarmt und mir gesagt, er habe mich gern. Danach aber wurde es mir zu viel. Es ist sehr schwierig für mich, ihm Grenzen zu setzen, einerseits, weil er nicht darauf hört, andererseits, weil ich ihn nicht zu stark vor den Kopf stossen möchte. Vor allem, wenn man laut wird, scheint es bei R.

überhaupt keine Reaktion zu geben, es scheint, als wolle er dies provozieren, denn dann steht er im Mittelpunkt. So muss man möglichst eindringlich und normal mit ihm reden und die Grenzen immer wieder, manchmal nur Sekunden später, wiederholen und ihn erneut ermahnen.



T. hatte noch immer Zahnschmerzen und so war ich am **Dienstag** bis zur Pause erneut alleine mit drei Leuten. Ich suchte mir eine Arbeit und wir schmurgelten zusammen den ganzen Morgen über. Dabei fiel mir auf, wie sehr ich mich den Menschen um mich herum angepasst hatte. S. z.B. redet ständig vor sich hin. Er wiederholt dabei Sätze, die Er irgendwo aufgeschnappt hat, weshalb er von sich selbst meistens in der dritten Person spricht. Er spult oft auch ganze Gespräche ab. Wenn er fragt: "Wie geht es dir?", dann antwortet er darauf gleich selbst und redet

weiter "Ja, ja, ich weiss.." An jenem Morgen redete ich einfach mit ihm. Anfangs war es sehr irritierend für mich, denn eigentlich redete er mit sich selbst, starrte mich dabei aber immer an. Also ging ich für einmal einfach auf das ein, was er sagte und fragte. Es wurde ein ziemlich wirres Gerede, aber ich bezog die anderen Betreuten mit ein und so waren wir eigentlich mehr miteinander am reden, als am Arbeiten, doch das gefiel allen am besten.

Am **Mittwoch**nachmittag bedruckten Marisa und ich Karten, während E. und C. Papier rissen. Plötzlich kam A. und sammelte die Fötzelchen ein. Die beiden Frauen sassen einfach da und zeigten keine Reaktion. Erst als Marisa fragte: „Was macht ihr jetzt?“ schauten sie sich gegenseitig ziemlich verwirrt an. Dann nahmen sie



ungläubig ihre Büchsen in die Hand und schauten hinein, als könnten sie nicht glauben, dass die Fötzelchen plötzlich verschwunden waren. Dann sassen sie wieder einfach da, während Marisa und ich lachten. Da lehnte C hinüber, nahm E.s Büchse und guckte hinein. Es war wie eine Szene aus einem Film. Das ganze lief in Zeitlupe ab und die beiden schienen gar nicht zu begreifen, was vor sich gegangen war. Schliesslich kam N., brachte neues Papier und befreite die beiden verdatterten Frauen aus ihrem Dilemma. Die ungläubig,

erstaunten Gesichter der beiden werde ich nie mehr vergessen. Marisa und ich kugelten uns vor lachen, während C. ständig wiederholte: "Einfach verschwunden!"

Über den **Donnerstag**mittag beschlossen Marisa und ich, noch einmal mit auf den Spaziergang zu gehen. Wir stiegen alle in den blauen Bus und fuhren zum Zoo hinauf. Als ein rockiges Lied im Radio lief, stand J. kurz auf die Bremse, sodass es uns alle sanft durchschüttelte. Es gab ein Gekreische und Gejohle und alle hatten ihren Spass. Wir genossen die warme Sonne und machten Fotos.



Leider war der **Freitag** bereits der letzte Tag des Praktikums. Eindeutiges Beispiel dafür war R., der Marisa und mich umarmte, drückte und nicht mehr loslassen wollte. Er sagte ständig, dass er uns gern habe und dass er uns noch etwas „geniessen“ müsse. Anfangs war ich nochmals im Holz. D., der immer ein israelisches Lied vor sich hin singt, schliff neben mir an seine Holzkelle. Ich begann das einzige jüdische Lied „Shalom Chaverim“ zu singen, das ich kannte. Ich brachte ihn schliesslich dazu, mit mir zu singen und am Schluss sangen alle, die anwesend waren mit. R., der im anderen Raum sass, kam plötzlich entrüstet zu uns herüber und sagte, er könne dieses Lied nicht hören, es sei ein Abendlied. Natürlich war es ein Lied, das wir eigentlich am Abend alle zusammen im Kreis sangen, doch wir liessen uns davon nicht beeindrucken und sangen weiter. Da hörten wir plötzlich, wie R. wütend die Türe zuschlug.

Um vier Uhr sassen wir alle zusammen in den Garten hinaus und assen den von uns mitgebrachten Kuchen. Danach gingen wir in den Saal. Ich wünschte mir „Shalom Chaverim“ und sah, dass D. sich richtig darüber freute und auch mitsang. Danach durfte jeder, der wollte, etwas sagen. D. stand auf, zählte unsere Arbeiten auf und dankte uns dafür. Auch Franziska, die uns bereits am Morgen ein Geschenk gegeben hatte, stand auf und sagte, wie toll sie uns fände und wie lustig die Arbeit mit uns gewesen wäre. Es war rührend! Schliesslich dankten uns die Betreuer für unseren Einsatz und überreichten uns aus jedem Atelier verschiedene Geschenke. Zum Schluss dankten Marisa und ich allen für das grosse Geschenk der Erfahrungen, die wir sammeln konnten, die familiäre Arbeitsatmosphäre und das grosse Entgegenkommen und Aufnehmen durch jeden einzelnen. Alle diese Faktoren und noch vieles mehr haben mein Praktikum zu einem einmaligen, erfahrungsreichen, wunderbaren Ereignis gemacht.



Eigene Gedanken

Meine Mutter sagte, als ich am letzten Tag meines Praktikums nach Hause kam, zu mir, ich sei erwachsen geworden. Ich antwortete darauf: „Hoffentlich bloss erwachsener“, denn eines der grössten Geschenke, das ich während dieser drei Wochen erhielt, war die Unbekümmertheit. Mir war manchmal, als wäre das Tobiashaus eine Insel mitten in einem riesigen Chaos, von dem während der acht Arbeitsstunden nichts zu spüren war. Wie in meinem Tagebuch bereits erwähnt, fühlte ich mich im Tobiashaus nach den ersten Stunden bereits sehr wohl. Was C. sagte, als ich ihn zum ersten Mal sah, bewahrheitete sich am ersten Morgen: Menschen mit einer Behinderung kommen mit einem Überschuss an Vertrauen auf einen Menschen zu, während wir einem Menschen wohl eher mit einer misstrauischen Haltung entgegen treten. Das Interesse der Betreuten war ansteckend und löste schnell alle Barrieren meinerseits. Die Arbeit erleichterte mir den Einstieg sehr. Durch sie entstand ein gemeinsames Gesprächs- und Tätigkeitsfeld und somit eine gute Grundlage, um einander kennenzulernen. Auch die Betreuer führten mich auf sehr angenehme Art und Weise ein.

Während der drei Wochen lernte ich viele Menschen, neue Seiten des Lebens und vor allem mich selbst besser kennen. Bereits nach einigen Tagen sagten mir die Betreuer, dass ich sehr aufgeschlossen sei. In der zweiten Woche kam dann F. zu mir und sagte, sie könne sich mich sehr gut als Betreuerin vorstellen. Dieses Kompliment regte mich zum Nachdenken an und nachdem das Praktikum nun beendet ist, kann ich sagen, dass ich gerne ein Jahrespraktikum im Tobiashaus machen würde und mir sehr gut vorstellen kann, die Ausbildung zur Betreuerin anzutreten. Der Gedanke, Menschen durch kreatives, individuelles Schaffen zu fördern, sagte mir schon immer zu und weil ich nun die Arbeit mit Menschen mit Behinderungen kennengelernt habe, hat sich ein neues Berufsfeld für mich eröffnet.

Zu den ausschliesslich positiven Erfahrungen beigetragen hat sicherlich auch das familiäre Klima im Tobiashaus. Es war eine wunderbare Zeit, die ich dort verbringen durfte. Die Menschen im Tobiashaus haben mich daran erinnert, intensiver zu leben, sich an den kleinen Dingen zu erfreuen und offener zu sein. Zurück bleibt für mich, dass wir mehr Vertrauen haben sollten. In uns und in andere Menschen.

